

Antinoos

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **29 (1961)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570844>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANTINOOS

Eine heitere Ferienskizze.

Gestern abend geschah das Missgeschick. Unwirsch über den langatmigen Inhalt eines Buches, warf ich dasselbe etwas zu heftig auf die Truhe, so dass Antinoos, der «Liebling des Kaisers Hadrian» mit einer Gleichgewichtsstörung seinen gewohnten Platz verliess, auf den Boden fiel und klirrend in Stücke brach. Da lag das Idealbild antiker Jünglingsschönheit als Scherbenhaufen vor mir und rief melancholische Betrachtungen, zugleich aber auch eine Menge köstlicher Erinnerungen in mir wach. Schliesslich tröstete mich der Gedanke, dass mir Leonidas in Athen mit einem gleichen Ersatz die eigenen Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit zunichte machen könnte.

Leonidas war während meiner Ferien in Griechenland auf einer Carfahrt nach Delphi die umworbene Hilfskraft des Reiseleiters gewesen und hatte sich um die kleineren Sorgen der Reiselustigen zu bekümmern. Er tat dies meist an Sonntagen, um neben seinem mittelmässig bezahlten Beruf etwas zu verdienen, aber hauptsächlich aus Freude und nicht zuletzt mit der Absicht, später selbst einmal Reiseleiter zu werden. Seine Englischkenntnisse waren überzeugend, während ich nur mit Mühe an Gesprächen teilnehmen konnte. Er hatte immer etwas Strahlendes an sich, das sich verdoppelte, wenn er sein hellklingendes Griechisch sprach. Sein schwarzer Schnurrbart und seine ebenso dunkeln, etwas eigenwilligen Haare gaben das angenehme Gefühl, dass man es mit einem aufrichtigen und natürlichen Menschen zu tun hatte. Ganz im Gegensatz zu ihm hatte mich die Natur schüchtern gestaltet, mit einem Büschel roter Haare beschenkt und mit wohlgezielter Präzision rotbraune Sommersprossen lückenlos verteilt. Es wäre undankbar, der Natur deswegen Vorwürfe zu machen, denn sie hätte ebensogut alles konzentriert, vielleicht vorne auf der Nasenspitze oder sonst irgendwo an gut sichtbarer Stelle verschwenden können.

Dass der einzige Platz bei der Abfahrt in Athen neben mir unbesetzt blieb, wunderte mich nicht. Das weibliche Geschlecht schien sichtlich, beeindruckt durch die Vorliebe meiner Haut, sich mit roten Pigmentstoffen übermässig zu zieren, meine Nähe zu meiden, aus Angst, die kosmetische Farbwirkung ihrer Gesichtszüge würde zu sehr darunter leiden. Dagegen setzte sich Leonidas strahlend lächelnd neben mich, und als er ein herzhaftes «Good morning» erklingen liess, war ich so befangen, dass meine Erwiderung wie ein Stück trockenes Brot in der Kehle stecken blieb. «Do you speak English?» fragte er, und ich nickte bejahend. Er wurde sogleich aufgefordert, mit einer etwas zimperlichen Dame den Platz zu wechseln, die sich über Zugluft beklagte und deswegen vor Erkältungen ebensoviel Angst bekundete, wie vor einem Weltuntergang.

Delphi war eine altgriechische Tempelstätte und lange Zeit seines berühmten Orakels wegen religiös-politischer Mittelpunkt. Eingebettet in eine romantische Felsenlandschaft mit Tiefblick auf eine blaugrüne Meerzunge, liegen heute die zahlreichen Ruinen am Parnass. Das Dörfchen selbst besteht aus einer Gruppe ländlicher, weissgetünchter Häuser, einigen Verpflegungsstätten und aus den unvermeidlichen Souvenirläden. Das Mittagsgedeck war eben abgetragen worden und der genossene Reis in Traubenblättern bot den Reisenden genügend Unterhaltungsstoff, dass ich die Gelegenheit günstig fand, unbemerkt zu verschwinden. In einem kleinen Laden, der von mittäglichen Speisegerüchen beinahe zu platzen schien, hatte ich eine Kopie des dort im Museum stehenden Antinoos gekauft. Vertieft zählte ich das Herausgeld nach, als mich unerwartet Leonidas mit einem

lauten «Hello» aus der umständlichen Rechnerei riss. Selbst die müssig in der Strasse stehenden Maulesel blickten, in ihrer monotonen Mittagsruhe gestört, darob lässig um. Ich bückte mich nach einigen Drachmen, die mir bei seinem Anruf in den dicken Strassenstaub gefallen waren, wobei mir Antinoos aus der Hand glitt und bar jeder Bedeckung am Strassenrand nackt und trostlos zum Himmel blickte. Leonidas indes sprang dem seidigen Einwickelpapier nach, das der Wind durch die steingepflasterten Gassen fegte. Die kreischenden Hühner zerstoben nach allen Seiten und neugierige Frauengesichter schoben sich zaghaft durch die muffigen Türvorhänge, erstaunt über diesen ungewöhnlichen Auftritt. «Oh», lachte er, dabei mit der einen Hand das eingefangene Papier darbietend und mit der andern auf meine gekaufte Figur weisend, «Do you like it? Sehen Sie, wie überzeugend sie kopiert ist und wie wunderbar Achsel- und Hüftpartien ausgearbeitet sind. Aber . . .» und er erhob warnend den Finger, «geben Sie acht, dass Thilly nicht dahinter kommt!»

Thilly war seit einigen Tagen mein ungewolltes Anhängsel. Sie hiess eigentlich Theodora, aber die ganze Reisegruppe nannte sie Thilly, einfachheitshalber und besonders ihres wirbelnden Temperaments wegen. Eine leichte Erkrankung zwang mich, auf eine mehrtägige Inselfahrt zu verzichten und Thilly weigerte sich, je wieder ein Schiff zu betreten, da ihr die bewegte Hinfahrt ausserordentlich zugesetzt hatte. Wir wurden nebeneinander in ein Hotel gesteckt und beteiligten uns an organisierten Ausflügen. Trotz anfänglich andern Absichten der draufgängerischen Thilly, war nur ein loses Kameradschaftsverhältnis entstanden, in dem ich aber klebte wie eine Fliege im Spinnweben. Gleich einer blutrünstigen Wespe verfolgte sie seit heute morgen Leonidas, ständig bemüht, jede neu auftauchende Konkurrentin möglichst rasch zu erledigen. Kaum hatte ich mich überzeugt, Leonidas einmal ohne ihre Begleitung anzutreffen, hörte ich schon ihre Stimme hinter uns: «Eben war ich gerade daran zu überlegen, was ich kaufen möchte. Aber ich kann das einfach nicht ohne Leonidas' Hilfe tun!» Einen neugierigen Blick auf meinen sorgsam eingewickelten Besitz werfend, sagte sie: «Ah, Sie haben schon gekauft? Darf ich sehn, was Leonidas vorhin so sehr bewundert hat?» Erbost über ihre Einmischung, zeigte ich nicht die geringste Absicht, ihrem Begehren nachzukommen. «Gut», rief sie, «Leonidas wird mir im Laden zeigen, was Sie gekauft haben» und zog ihn stürmisch in das Innere. Klopfenden Herzens stand ich vor dem Schaufenster, auf dem die satten Fliegen einen rätselhaften Tanz aufführten. Unauffällig beobachtete ich, was drinnen vorging. Würde Leonidas unser Geheimnis verraten? Nein, er deutete auf eine üppige weibliche Plastik, mit dem Daumen nach mir weisend und warf mir einen schelmischen Blick zu. Ich nickte langsam ohne äussere Regung, wie eine Puppe auf einer Sparbüchse, die bei jedem Geldeinwurf mechanisch den Kopf nach vorne neigt.

Trotz der drückenden Hitze schlenderten wir nachmittags durch mehrere Tempelfragmente, um schliesslich an der moosigen Felsenquelle, die früher den Pilgern als Reinigungsstätte diente, unsern Rundgang zu beenden. Das Gras zwischen den herumliegenden Säulen und Steinen war spärlich und dürr und die Flechten verstoben bei jeder Berührung wie farbiges Pulver in der Luft. Selbst die widerlichen Disteln fristeten nur ein kümmerliches Dasein und die Eidechsen liessen ihre smaragd- und türkisglitzernden Körper regungslos an der Sonne braten. Alles döste dahin, nur Leonidas war umringt von einigen ruhelosen Frauen, die ihn mit unmöglichen Fragen und sehnsüchtigen Blicken bestürmten. In einer gurgelnden und plätschernden Felsvertiefung fanden unsere heissen Arme und

Gesichter die ersehnte Abkühlung. Aber das allein genügte der kecken Thilly nicht! Selbstbewusst zog sie Schuhe und Strümpfe auf und stapfte kichernd und kreischend im Wasser herum, dabei ihren Rock verführerisch schwenkend. Es ist unvorstellbar, was sich die Frauen alles leisten können, um die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich zu lenken! Neben vielem anderen zwängen sie ihren Körper durch eine raffiniert ausgeklügelte Schnürrichtung in neue Formen, sie wechseln gleich einem Chamäleon ihre Haarfarbe, bedienen sich eines unglaublichen Farbsortiments, um ihr Gesicht in einen Werbeprospekt zu verwandeln und bringen damit eine unübersehbare Industrie in Gang. Ich dagegen werde bis an mein Lebensende mit der gleichen Haarfarbe und den genau gleichen Sommersprossen die Erde treten müssen! Thilly trieb ihr frevelhaftes Spiel immer toller und begoss Leonidas einer welkenden Blume gleich. Ausser Atem endete sie mit der dreisten Aufforderung, dass es nun seine Pflicht sei, sie den nassen Armen Poseidons zu entreissen. Leonidas tat es zögernd! Eifersüchtig schwor ich, ihn dieser Handlung wegen nicht eines Blickes mehr zu würdigen!

Der Tag wechselte zur Nacht über, als wir in Athen einfuhren. Die griechischen Lichtreklamen begannen ihr wildes Farbenspiel zu entfesseln. Ich gab Thilly vor, bei meiner Ankunft ins Reisebüro beordert zu sein; die Zeit unserer morgigen Abreise könnte ich ihr erst zwei Stunden später im Foyer des Hotels mitteilen. Ich verschwand dann auch sofort in einem Taxi.

Zur abgemachten Zeit wartete ich im Hotel. Weder der griechische Kaffee, in einer winzig kleinen Tasse mit einem grossen Glas kalten Wassers serviert, noch der junge tänzelnde Pistazienverkäufer, der in singendem Griechisch seine süsse Ware anbot, konnten meine düstere Stimmung erheitern. Der Tag, der so vielversprechend begonnen hatte, schien ein so trübes Ende zu nehmen, dass ich ganz in meine Trostlosigkeit versank.

Pünktlich erschien Thilly, mit dem Siegesglanz einer wohlverdienten Eroberung in den Augen, gefolgt von Leonidas. Ich bemühte mich, keine Kenntnis von ihm zu nehmen und erledigte unsere Angelegenheit in einigen Minuten. Vor meiner Türe verabschiedeten sich beide kurz von mir. Als ich in mein Zimmer trat, konnte ich Leonidas' Stimme in Thilly's Raum wahrnehmen. Ich bemühte mich vergebens, aus einigen Wortbrocken den Inhalt ihres Gesprächs zu erraten, bis das Rauschen des Wassers in ihrer Badewanne meiner eifersüchtigen Horcherei ein schmähhliches Ende setzte.

Es klopfte an meine Türe, als ich im Begriff war, mich zu entkleiden. Zögernd öffnete ich und war erstaunt, Leonidas' Gesicht im schwachbeleuchteten Korridor zu erkennen. «May I come in?» fragte er und trat hastig ein. «Sie sind gewiss erstaunt, dass ich nicht bei Thilly bin. Sie nimmt ein Bad und wird meine Flucht erst nachher bemerken. Hier bringe ich Ihren Antinoos, den Sie in Ihrer Eile im Car liegen liessen, zurück. Als Sie heute Mittag Ihren «Liebling des Kaisers Hadrian» in Delphi kauften, fand ich meine Vermutung bestätigt. Wenn Sie mich nur ein einziges Mal angelacht hätten, wäre das für mich eine unmissverständliche, vielversprechende Aufforderung gewesen. Aber den ganzen Tag über liessen Sie mich den stürmischen Launen Thilly's, die meine Pflicht, gegen ein gutes Trinkgeld den netten Gesellschafter zu spielen, über das übliche Mass hinaus in Anspruch nahm. Was blieb mir anderes übrig, als mit diesem Windfang herzukommen, um herauszufinden, wo Sie Ihr Zimmer haben? Den ganzen Tag habe ich Deine schönen Haare bewundert; man sieht das so selten hier in Griechenland. Du glaubst es mir nicht? Bestimmt, ich schwärme unbändig für Männer mit roten Haaren!» Ich errötete so stark über diese Schmeichelei, dass die braunroten

Flecken für einen Augenblick aus meinem Gesicht verschwanden. Ich war unfähig zu überlegen, was ich nun sagen oder vielleicht tun sollte.

«Baden wir zusammen?» fragte Leonidas, meine Verlegenheit abkürzend. «Zusammen?» stammelte ich erschrocken und dachte angstvoll an meine roten Körperhaare. «Natürlich», lachte er, «aber sprich nicht so laut, sonst hört uns Thilly nebenan» — ging ins Badezimmer und liess das Wasser in vollen Strahlen in die Badewanne laufen!

Morgen werde ich Leonidas bestimmt einen Brief schreiben . . .

Ernst, Bern

A propos: „...wundervoll — wundervoll — Kopenhagen“

Eine Ferien-Entdeckung für Humorvolle

«Soll ich dir das Fischrestaurant zeigen, in dem Ludendorff immer zu Mittag gegessen hat, als er noch eine Denkmalsfigur war?»

«Zeig es mir . . . nein, gehen wir lieber auf Lange Linie!» —

Wir sahen uns alles an: den Tivoli-park und das schöne Rathaus und das Thorwaldsen-Museum, in dem alles so aussieht, wie wenn es aus Gips wäre. «Lydia!» rief ich, «Lydia! Beinah hätt ich es vergessen! Wir müssen uns das Polysandrion ansehen!» — «Das . . . was?» — «Das Polysandrion! Das musst du sehn. Komm mit.» Es war ein langer Spaziergang, denn dieses kleine Museum lag weit draussen vor der Stadt.

«Was ist das?» fragte die Prinzessin.

«Du wirst ja sehen», sagte ich. «Da haben sich zwei Balten ein Haus gebaut, und der eine, Polysander von Kuckers zu Tiesenhausen, ein baltischer Baron, vermeint, malen zu können. Das kann er aber nicht.» — «Und deshalb gehen wir so weit?» — «Nein, deshalb nicht. Er kann also nicht malen, malt aber doch — und zwar malt er immerzu dasselbe, seine Jugendträume: Jünglinge . . . und vor allem Schmetterlinge.» — «Ja, darf er denn das?» fragte die Prinzessin. «Frag ihn . . . er wird da sein. Wenn er sich nicht zeigt, dann erklärt uns sein Freund die ganze Historie. Denn erklärt muss sie werden. Es ist wundervoll.» — «Ist es denn wenigstens unanständig?» — «Führte ich dich dann hin, mein schwarzes Glück?»

Da stand die kleine Villa — sie war nicht schön und passte auch gar nicht in den Norden; man hätte sie viel eher im Süden, in Oberitalien oder dort-herum vermutet . . . Wir traten ein.

Die Prinzessin machte grosse Kulleraugen, und ich sah das Polysandrion zum zweiten Mal.

Hier war ein Traum Wahrheit geworden — Gott behüte uns davor! Der brave Polysander hatte etwa vierzig Quadratkilometer teurer Leinwand voll gemalt, und da standen und ruhten nun die Jünglinge, da schwebten und tanzten sie, und es war immer derselbe, immer derselbe. Blassrosa, blau und gelb; vorn waren die Jünglinge, und hinten war die Perspektive.

«Die Schmetterlinge!» rief Lydia und fasste meine Hand. «Ich flehe dich an», sagte ich, «nicht so laut! Hinter uns kriecht die Aufwärterin herum, und die erzählt nachher alles dem Herrn Maler. Wir wollen ihm doch nicht weh tun.» Wirklich: die Schmetterlinge. Sie gaukelten in der gemalten Luft, sie hatten sich auf die runden Schultern der Jünglinge gesetzt, und während wir bisher